

Thomas Keneally • Schindlers Liste



**Der Autor** Thomas Keneally, in Australien geboren, hat fast zwei Jahre lang recherchiert, um diese wahre Geschichte festzuhalten. Überlebende des Holocaust haben ihm geholfen. Er hat die Fakten zusammengetragen, geordnet und nicht kommentiert. Für »Schindlers Liste« wurde ihm in London der begehrte Booker-McConnell-Literaturpreis verliehen.

**Über dieses Buch** Oskar Schindler, Industriellensohn aus Mähren, Liebhaber schöner Frauen, brillanter Geschäftsmann, gutaussehender blonder Deutscher – dieser Mann übernimmt 1939 in Krakau eine Emailfabrik. Seine Arbeiter sind ausschließlich Juden. Schon nach kurzer Zeit erfreut er sich bester Kontakte zu den Nazis, für die er ausschweifende Feste arrangiert. 1942, bei der Auflösung des Krakauer Gettos, sieht er mit an, wie Juden auf offener Straße erschossen werden. Später sagt er dazu: »Seit damals musste jedem denkenden Menschen klar sein, was geschehen würde. Und ich nahm mir fest vor, das zu verhindern.«  
Sein Entschluss steht fest: Er wird sich für die Juden einsetzen, um sie vor dem KZ zu retten. 1944 fordert er mit seiner legendären Liste Arbeitskräfte für seine Fabrikumsiedlung an: Auf der Liste stehen über tausend Männer, Frauen und Kinder. Sie alle entgehen dem sicheren Tod.  
Die Geretteten schmieden ihm aus eigenem Zahngold einen Ring, in den sie den Talmud-Spruch gravieren: »Wer ein einziges Leben rettet, rettet die ganze Welt.«

Thomas Keneally

# Schindlers Liste

Aus dem Amerikanischen  
von Günther Danehl

Mit einem Anhang von  
Hans-Jürgen van der Gieth  
aus der AOL-Redaktion,  
Lichtenau



cbt – C. Bertelsmann Taschenbuch  
Der Taschenbuchverlag für Jugendliche  
Verlagsgruppe Random House

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)



**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*

liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

#### 5. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch April 2002

© 1983, 1994 für die deutschsprachige Ausgabe

cbt / C. Bertelsmann Jugendbuch Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Diese Ausgabe wurde herausgegeben in

Zusammenarbeit mit der AOL-Redaktion, Lichtenau

© 1982 der Originalausgabe Hemisphere

Publishers Ltd.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Schindler's List« bei Simon & Schuster, New York

Aus dem Amerikanischen von Günther Danehl

Umschlagbild: © 1993 Universal City Studios, Inc.

& Amblin Entertainment Inc.

Umschlagkonzeption:

init. büro für gestaltung, Bielefeld

st - Herstellung: Peter Papenbrok

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 3-570-30004-8

Printed in Germany

*Dem Andenken von Oskar Schindler  
und für Leopold Pfefferberg,  
dessen Beharrlichkeit dieses Buch  
seine Entstehung verdankt.*



## Vorbemerkung des Verfassers

1980 erkundigte ich mich in Beverly Hills in einem Koffergeschäft nach dem Preis von Aktenmappen. Der Laden gehörte Leopold Pfefferberg, einem überlebenden Schindlerjuden. Hier, zwischen allerlei aus Italien importierten Lederwaren, hörte ich zum ersten Mal den Namen Oskar Schindlers, jenes deutschen *bon vivant*, Spekulanten, Charmeurs und wandelnden Widerspruchs, der in jener Epoche, die heute allgemein als Holocaust bekannt ist, eine typische Auswahl von Angehörigen einer zum Tode verurteilten Rasse gerettet hat.

Diese Darstellung der erstaunlichen Geschichte von Oskar Schindler basiert auf Gesprächen mit 50 überlebenden Schindlerjuden in sieben Ländern – Australien, Israel, Westdeutschland, Österreich, USA, Argentinien und Brasilien. In Begleitung von Leopold Pfefferberg habe ich außerdem jene Orte aufgesucht, die in diesem Buch eine bedeutende Rolle spielen: Krakau, Schindlers Wahlheimat; Plaszow, wo Amon Göth sein verruchtes Arbeitslager betrieb; die Lipowastraße in Zablocie, wo Schindlers Fabrik noch zu sehen ist; Auschwitz-Birkenau, das Lager, aus dem Schindler die Frauen rettete. Dokumente und sonstige Informationen erhielt ich von den wenigen noch erreichbaren Mitarbeitern Schindlers aus Kriegszeiten und von den zahlreichen Freunden aus der Nachkriegszeit. Aufgenommen wurden ferner Zeugenaussagen, die von Schindlerjuden gegenüber Jad Wa-Schem, dem israelischen Dokumentationszentrum und der Gedenkstätte für die Opfer der Judenverfolgung, gemacht wurden, sowie Papiere und Briefe, die ihn betreffen und die z.T. von Jad Wa-Schem und z.T. von etlichen seiner Freunde beigesteuert wurden.

Eine wahre Begebenheit in Form eines Romans zu erzählen, ist

heutzutage nicht ungewöhnlich. Ich habe diese Form gewählt, einmal, weil das Talent des Schriftstellers das einzige ist, über das ich verfüge, zum andern, weil mir die Romanform für die Behandlung eines so widersprüchlichen und überragenden Charakters, wie Schindler einer war, am meisten geeignet scheint. Fiktionen allerdings habe ich nach Kräften vermieden, denn die tun dem Wahrheitsgehalt Abbruch, auch habe ich mich bemüht, zwischen Wirklichkeit und jenen Mythen zu unterscheiden, die sich unvermeidlich um jemand von der Statur Schindlers ranken. Gelegentlich war es notwendig, Gespräche zu rekonstruieren, über die Schindler und andere nur knappe Aufzeichnungen hinterlassen haben, doch die meisten davon und die Schilderungen aller Ereignisse basieren auf der Erinnerung der Schindlerjuden, Schindlers selber und der anderer Personen, die Zeugen der waghalsigen Rettungsbemühungen Schindlers waren. An erster Stelle möchte ich zwei Überlebenden danken – Leopold Pfefferberg und Mosche Bejski, Richter am Obersten Gerichtshof des Staates Israel, die mir nicht nur ihre Erinnerungen mitteilten und gewisse Dokumente überließen, die sehr zur Genauigkeit meines Berichtes beitrugen, sondern auch die erste Fassung des Buches lasen und Änderungsvorschläge machten. Von den vielen anderen, seien es nun Überlebende oder Freunde Schindlers aus der Nachkriegszeit, die mir mit Informationen, Briefen und Dokumenten behilflich waren, nenne ich Frau Emilie Schindler, Mrs. Ludmila Pfefferberg, Dr. Sophia Stern, Mrs. Helen Horowitz, Dr. Jonas Dresner, Mr. und Mrs. Henry und Mariana Rosner, Leopold Rosner, Dr. Alex Rosner, Dr. Odek Schindel, Dr. Danuta Schindel, Mrs. Regina Horowitz, Mrs. Bronislawa Karakulska, Mr. Richard Horowitz, Mr. Shmuel Springmann, den verstorbenen Mr. Jakob Sternberg, Mr. Jerzy Sternberg, Mr. und Mrs. Lewis Fagen, Mr. Henry Kinstlinger, Mrs. Rebecca Bau, Mr. Edward Heuberger, Mr. und Mrs. M. Hirschfeld und Mr. und Mrs. Irving Glovin. Mr. und Mrs. E. Korn, die in der gleichen Stadt wohnen wie ich, haben mir nicht nur ihre Erinnerungen an Schindler mitgeteilt, sondern mir auch immer wieder Mut gemacht. Dr. Josef Kermisz, Dr. Shmuel Krakowski, Vera Prausnitz, Chana Abells und Hadassah Mödlinger haben mir großzügig Zugang zu den von Jad Wad-Schem verwahrten Unterlagen über Schindler



verschafft. Abschließend möchte ich ausdrücklich die Bemühungen würdigen, die der verstorbene Martin Gosch unternommen hat, um den Namen Oskar Schindler ins Bewußtsein der Öffentlichkeit zu bringen, und seiner Witwe, Mrs. Lucille Gaynes, für ihre Mitarbeit an dem Projekt danken.

Dank der Unterstützung all dieser Personen wurde die erste ausführliche Darstellung der erstaunlichen Geschichte Oskar Schindlers möglich gemacht.

Tom Keneally





## *Prolog*

---

Herbst 1943

Polen im Herbst. Aus einem eleganten Wohnblock in der Straszewskiegostraße am Rande des alten Stadtkerns von Krakau tritt ein hochgewachsener junger Mann in teurem Mantel, darunter den zweireihigen Smoking, und an dessen Aufschlag ein großes Parteiabzeichen. Er erblickt seinen Chauffeur, der, sein Atem eine Dampfwolke, die Tür der blinkenden Adlerlimousine aufhält und ihm zuruft: »Geben Sie acht, Herr Schindler, der Bürgersteig ist eisig wie das Herz einer Witwe.«

Mit dieser Schilderung befinden wir uns auf sicherem Boden. Der hochgewachsene junge Mann bevorzugt bis ans Ende seiner Tage Zweireiher, hat – er ist so etwas wie ein Techniker – eine Schwäche für große, auffällige Automobile und ist, obwohl Deutscher und in diesem Augenblick einer von etlichem Einfluß, jemand, zu dem ein polnischer Chauffeur bedenkenlos eine scherzhaft gemeinte Bemerkung

kung machen kann. Ganz so einfach allerdings läßt sich die Geschichte nicht fortsetzen, denn hier haben wir es mit dem handfesten Sieg des Guten über das Böse zu tun, einem Sieg, der sich in Zahlen ablesen läßt. Wer das Gegenteil unternimmt, also die vorhersehbaren und meßbaren Erfolge aufzählt, welche das Böse über das Gute davonträgt, hat es leichter, er kann gescheit, trocken, mit Durchblick und ohne falsches Pathos berichten, denn es ist einfach zu zeigen, mit welcher Unausweichlichkeit das Böse zum eigentlichen Hauptgegenstand des Berichtes wird, während das Gute auf solche Imponderabilien wie Würde und Selbsterkenntnis beschränkt bleibt. Tödliche menschliche Bosheit bildet den Gegenstand vieler Berichte, dem Historiker ist die Erbsünde wie Muttermilch. Von Tugenden zu schreiben ist da schon viel riskanter.

Tatsächlich ist das Wort Tugend bereits so gefährlich, daß es sogleich einiger Erläuterungen bedarf. Herr Oskar Schindler, der eben jetzt den vereisten Bürgersteig in diesem eleganten alten Wohnviertel Krakaus betritt, war kein tugendhafter Mensch im üblichen Sinn. Er hielt sich in dieser Stadt eine deutsche Mätresse und hatte eine Affäre mit seiner polnischen Sekretärin. Seine Ehefrau Emilie wohnte meist daheim in Mähren, kam allerdings gelegentlich auf Besuch zu ihm nach Polen. Immerhin bleibt festzuhalten: Er war in jedem Fall ein großmütiger Liebhaber und von guten Manieren. Doch die landläufige Auffassung von Tugend würde das nicht als Entschuldigung gelten lassen. Er war ferner ein Trinker. Manchmal trank er, weil es ihm Vergnügen machte, dann wieder trank er mit Geschäftspartnern, Bürokraten, SS-Funktionären zwecks Durchsetzung bestimmter Absichten. Er verstand es wie wenige, beim Trinken einen klaren Kopf zu behalten. Doch auch das ist im strengen Wortsinn keine Tugend. Und obschon Schindlers Verdienste über jeden Zweifel bezeugt sind, erwarb er sie sich notgedrungen im Umgang mit einem korrupten und barbarischen Regime, das überall in Europa Lager errichtete, in denen es unmenschlich zuging, und das einen gleichsam unterirdischen, kaum je erwähnten Häftlingsstaat begründete. Beginnen wir also mit einem Beispiel, an dem sich Schindlers sonderbare Tugend demonstrieren läßt und auch, an welche Orte diese ihn führte und mit welchen Personen sie ihn zusammenbrachte.

Am Ende der Straszewskiegostraße ragte die dunkle Masse des Wawel auf, jenes Schlosses, von dem aus der nationalsozialistische Rechtswahrer Hans Frank das polnische Generalgouvernement regierte. Nirgendwo zeigte sich ein Licht. Weder Schindler noch sein Fahrer schauten hinauf zu den Befestigungen, als der Wagen südöstlich in Richtung auf den Strom abbog. Die Wachen auf der Podgorze-Brücke über die Weichsel, deren Aufgabe es war, das Einsickern von Partisanen zu verhindern und Verstöße gegen die Ausgangssperre zu ahnden, kannten den Wagen, Schindlers Gesicht und den Passierschein, den Schindlers Chauffeur vorzeigte, denn Schindler befuhr diese Strecke häufig, entweder auf dem Weg von der Fabrik (wo er eine Wohnung unterhielt) zur Stadt, oder von seiner Stadtwohnung in der Straszewskiegostraße nach der Fabrik in Zablocie. Sie waren es auch gewöhnt, ihn nach Einbruch der Dunkelheit zu sehen, häufig im Abendanzug, auf dem Weg zu einer Gesellschaft oder, wie heute abend, zu dem zehn Kilometer außerhalb der Stadt gelegenen Zwangsarbeiterlager Plaszow, wo er mit Hauptsturmführer Göth speisen sollte, dem empfindsamen Kommandanten. Man wußte ferner, daß Schindler um die Weihnachtszeit freigebig mit Schnapsflaschen war, der Wagen durfte also ohne längeren Aufenthalt in die Vorstadt Podgorze passieren.

Gewiß ist, daß in dieser Phase seines Lebens Schindler, obschon ein Liebhaber von gutem Essen und guten Weinen, der Einladung zu Göth mehr mit Widerwillen als mit Vorfreude entgegensah. Tatsächlich hatte es ihm niemals Freude gemacht, in Gesellschaft des Kommandanten zu essen oder zu trinken. Doch der Abscheu, den Schindler bei diesen Gelegenheiten empfand, hatte für ihn etwas Aufreizendes, statt ihn zu ängstigen, flößte er ihm ein Überlegenheitsgefühl der Art ein, wie es sich auf mittelalterlichen Gemälden in den Gesichtern der Gerechten zeigt, welche auf die Verdammten blicken.

Schindler, tief in den Lederpolstern des Adler entlang der Straßenbahnschienen dahinjagend, die das bis vor kurzem bestehende Getto zweigeteilt hatten, rauchte eine Zigarette nach der anderen. Sein Kettenrauchen war aber nicht nervöser Art, die Hände blieben locker, die Bewegungen maßvoll. Man sah ihm an, daß er wußte, woher die nächste Zigarette, die nächste Flasche Cognac kommen

würde. Er allein hätte uns sagen können, ob er der Stärkung aus dem Flacon bedürftig war, die er nahm, als er auf der Strecke nach Lwow die Viehwagen halten sah, in denen sich Infanteristen, Häftlinge oder – das war eher unwahrscheinlich – Rinder befinden mochten.

Etwa zehn Kilometer vom Stadtkern entfernt bog der Adler nach rechts in die Jerozolimskasträße ein. In der frostklaren Abendluft machte Schindler den Umriß der zerstörten Leichenhalle am Fuße der Anhöhe aus, sodann die kargen Baracken, die das sogenannte Jerusalem bildeten, das Zwangsarbeiterlager Plaszow, das derzeit 20 000 verängstigte Juden beherbergte. Ukrainer und Posten der Waffen-SS grüßten Schindler höflich am Tor, denn man kannte ihn hier mindestens so gut wie an der Brücke von Podgorze. Auf der Höhe des Verwaltungsgebäudes nahm der Adler die mit jüdischen Grabsteinen gepflasterte Lagerstraße unter die Räder. Bis vor zwei Jahren war das Gelände hier ein jüdischer Friedhof gewesen.

Zur Rechten, hinter den Baracken der Wachmannschaften, stand die ehemalige jüdische Leichenhalle; sie schien zu sagen, daß der Tod hier auf natürliche Weise eintrat und man die Leichen ordentlich aufbahrte. Tatsächlich diente die Halle dem Kommandanten jetzt als Pferdestall. Schindler war dieser Anblick vertraut, es ist aber nicht ausgeschlossen, daß er darauf mit Bitterkeit reagierte. Tat man dies allerdings bei jedem ausgefallenen Anblick, der sich einem derzeit in Europa bot, bestand die Gefahr, von Bitterkeit zerfressen zu werden. Schindler indessen besaß eine enorme Widerstandskraft gegen solche Bedrohung.

Um die gleiche Zeit war auch ein Häftling namens Poldek Pfefferberg unterwegs zur Villa des Kommandanten. Dessen neunzehnjähriger Bursche Lisiek, ebenfalls ein Häftling, hatte Pfefferberg mit einem Passierschein aus der Baracke geholt, weil er den Schmutzrand in der Badewanne von Göth nicht beseitigen konnte und fürchtete, am folgenden Morgen, wenn der Kommandant sein Bad nehmen wollte, geschlagen zu werden. Pfefferberg, ehemals Lisieks Lehrer in Podgorze, arbeitete in der Lagergarage und hatte Zugang zu Lösungsmitteln. Zusammen mit Lisiek holte er das Nötige. Die Villa des Kommandanten zu betreten war in jedem Fall ein Risiko, allerdings bestand die Möglichkeit, von Helen Hirsch etwas zu

essen zu bekommen; die war das von Göth häufig mißhandelte jüdische Hausmädchen, sehr hilfsbereit und ebenfalls Pfefferbergs Schülerin.

Die Hunde – eine deutsche Dogge, ein Wolfshund und andere, die Göth am Haus hielt –, schlugen an, als der Adler noch hundert Meter vom Haus entfernt war. Die Villa glich einer Schachtel mit aufgesetztem Obergeschoß, dessen Fenster auf einen Balkon gingen, während um das ganze Haus ein Patio lief, der von einer Balustrade eingefasst war. Göth saß im Sommer gern im Freien. Seit er in Plaszow war, hatte er stark zugenommen; im nächsten Sommer würde er ein recht dicker Sonnenanbeter sein, doch niemand in seinem Jerusalem würde wagen, sich über ihn lustig zu machen. Ein Unterscharführer mit weißen Handschuhen begrüßte Schindler und führte ihn ins Haus. In der Diele nahm Iwan, der ukrainische Bursche, ihm Hut und Mantel ab. Schindler versicherte sich mit einem Griff an die Brusttasche, daß er das Gastgeschenk bei sich hatte: ein vergoldetes Zigarettenetui vom schwarzen Markt. Göth machte so gute Geschäfte, besonders mit beschlagnahmtem Schmuck, daß vergoldet das mindeste war, was er erwartete.

Im geöffneten Durchgang zum Speisezimmer spielten die Gebrüder Rosner auf, Henry Violine, Leo Ziehharmonika. Auf Weisung von Göth hatten sie die Fetzen, die sie zur Arbeit in der Malerwerkstatt trugen, mit anständigen Anzügen vertauscht, welche sie eigens für solche Gelegenheiten in der Baracke aufbewahrten. Schindler wußte, daß den Rosners bei diesen Darbietungen nie wohl war, obschon der Kommandant ihr Spiel schätzte. Sie kannten ihn gut, wußten, wie unberechenbar er war, und daß er zu *ex-tempore*-Hinrichtungen neigte. Sie spielten gewissenhaft und hofften sehr, sich nicht plötzlich und aus unerfindlichen Gründen seinen Unwillen zuzuziehen. Göth hatte für diesen Abend sechs Herren eingeladen: Schindler, Julian Scherner, den SS- und Polizeiführer im Distrikt Krakau, sowie Rolf Czurda, Chef des SD in Krakau. Scherner war Oberführer, Czurda Obersturmbannführer, Göth selber Hauptsturmführer. Scherner und Czurda waren die Ehrengäste, ihnen unterstand das Lager. Beide waren älter als Göth, Scherner sah geradezu betagt aus, mit Brille

und Glatze und recht beliebt. Dank seiner ausschweifenden Lebensweise wirkte sein Schützling Göth allerdings nicht um so viel jünger, als er in Wirklichkeit war.

Der älteste der anwesenden Herren war Franz Bosch, Teilnehmer am Ersten Weltkrieg, der mehrere Werkstätten teils legaler, teils illegaler Art im Lager betrieb, Wirtschaftsberater von Scherner war und geschäftliche Verbindungen in der Stadt unterhielt. Schindler verabscheute Scherner und Czurda, brauchte aber ihr Wohlwollen für seinen Betrieb in Zablocie und machte ihnen deshalb regelmäßig Geschenke. Die einzigen Gäste, mit denen ihn so etwas wie Seelenverwandtschaft verband, waren Julius Madritsch, Eigentümer der im Lager Plaszow angesiedelten Uniformfabrik, und dessen Geschäftsführer Raimund Titsch. Madritsch war etwa ein Jahr jünger als Schindler und Göth. Er war ein unternehmender, sehr menschlicher Mann, und hätte man ihn gefragt, wie er denn das Betreiben einer einträglichen Produktionsanlage in einem Zwangsarbeiterlager rechtfertigen könne, hätte er erwidert, daß er darin immerhin fast 4000 Häftlinge beschäftige und diese mithin davor bewahre, in den Vernichtungslagern umgebracht zu werden. Raimund Titsch, Anfang Vierzig, zierlich, zurückhaltend und vermutlich derjenige, der als erster aufbrechen würde, teilte die Ansichten von Madritsch und schmuggelte lastwagenweise Lebensmittel für die Häftlinge ins Lager, was ihn leicht ins SS-Gefängnis Montelupich oder nach Auschwitz bringen konnte.

Die vier anwesenden Damen, elegant gekleidet und frisiert und jünger als die Herren, waren teils Deutsche, teils Polinnen aus Krakau und vom horizontalen Gewerbe. Manche kamen regelmäßig zu diesen Herrenabenden, und da sie heute zu viert waren, hatten die Stabsoffiziere immerhin die Auswahl. Majola, die deutsche Mätresse von Göth, blieb diesen Veranstaltungen fern, sie beleidigten ihr Feingefühl.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die SS-Führer für Schindler auf ihre Art eine Schwäche hatten. Indessen fanden sie ihn auch etwas exotisch, was an seiner Herkunft aus dem Sudetenland liegen mochte, und verdächtigten ihn, nicht ganz die richtige Einstellung zu haben. Immerhin zahlte er reichlich, beschaffte Mangelware, war trinkfest und hatte Sinn für Humor. Er gehörte zu jenen Män-



nern, die man mit einem Kopfnicken begrüßt, nicht aber mit überschäumender Herzlichkeit – das war weder notwendig noch klug.

Wer Schindler in jener Zeit gekannt hat, bestätigt, daß er bei Frauen unweigerlich Erfolg hatte, und so erregte er denn auch die Aufmerksamkeit der anwesenden Damen, als er das Zimmer betrat. Göth ging auf ihn zu, um ihn zu begrüßen und ihn vorzustellen. Der Kommandant war ebenso groß wie Schindler, wirkte aber trotz oder gerade wegen seines athletischen Körperbaues ungemein dick für einen Mann Anfang der Dreißig. Sein Gesicht allerdings hatte noch nicht gelitten, nur in seinen Augen glomm ein weinseliges Funkeln, denn er trank übermäßig viel einheimischen Schnaps.

Dem Finanzgenie von Plaszow und Wirtschaftsberater der SS Bosch konnte er allerdings nicht das Wasser reichen. Bosch war ein schwerer Trinker, und es war ihm anzusehen. Schindler wußte, daß Bosch ihn heute abend um eine Gefälligkeit bitten würde.

Göth also stellte Schindler den Damen als »unseren Industriel- len« vor, die Brüder Rosner spielten derweil Straußmelodien und hielten die Blicke gesenkt, Henry auf den Geigensteg, Leo auf die Tasten seiner Ziehharmonika.

Schindler empfand so etwas wie Mitleid mit den Damen, denen er höflich die Hand küßte. Sobald es später zu handfesten Zärtlichkeiten von seiten der Herren kommen würde, dürften sie nichts zu lachen haben, das wußte er. Göth war ein Sadist, schon gar, wenn er getrunken hatte, wenn er auch jetzt noch den Wiener Kavalier spielte.

Vor dem Essen waren die Gespräche belanglos. Gesprochen wurde über den Krieg, was dem SD-Mann Czurda Gelegenheit bot zu versichern, daß die Krim auf jeden Fall gehalten werde. Oberführer Scherner erzählte, ein Oberscharführer seiner Bekanntschaft, ein reizender Hamburger, habe beide Beine verloren, als Partisanen in ein Café in Tschenstochau eine Bombe warfen. Schindler redete mit Madritsch und Titsch über Geschäfte. Diese drei Unternehmer verstanden einander wie gesagt gut. Schindler wußte, daß Titsch den Häftlingen in Madritschs Fabrik heimlich Lebensmittel zukommen ließ, und daß Madritsch das Geld dafür gab. Schindler sah darin eine selbstverständliche menschliche Pflicht, denn die Profite aus den polnischen Unternehmungen waren derart enorm, daß die

erforderlichen Gelder ohne weiteres abfielen. Schindler selber verdiente an den Aufträgen der Rüstungsinspektion, welche die deutsche Wehrmacht mit allem versorgte, was gebraucht wurde, mehr als genug, um als Unternehmer seinen Vater weit zu übertreffen – was sein heimlicher Wunsch war. Allerdings kannte er außer sich selber, Madritsch und Titsch niemanden, der für Häftlinge Lebensmittel auf dem schwarzen Markt besorgte.

Kurz vor dem Essen nahm Bosch wie erwartet Schindler beiseite und führte ihn näher zu den Brüdern Rosner hin, so als wünsche er, daß deren Spiel sein Gespräch mit Schindler für die anderen unhörbar machte.

»Ihre Geschäfte gehen gut?« fragte Bosch.

Schindler schmunzelte. »Wie Sie sehen, Herr Bosch.«

Selbstverständlich kannte Bosch die Bekanntmachungen der Rüstungsinspektion betreffend Auftragsvergabe an die hiesige Industrie. »Ich habe mir gedacht, Sie hätten vielleicht Lust, in Anbetracht der guten Auftragslage, die wir dem günstigen Kriegsverlauf danken, eine ... sagen wir generöse Geste zu machen, eine Geste, nichts weiter ...?«

»Aber gern«, Schindler verspürte den Ekel, der aufkommt, wenn man merkt, daß man ausgenutzt werden soll, zugleich aber auch so etwas wie Freude. Scherner hatte zweimal seinen Einfluß aufgeboten, Schindler aus dem Gefängnis loszueisen, und es konnte nicht schaden, ihn sich ein weiteres Mal über Bosch zu verpflichten.

»Meine Tante in Bremen ist total ausgebombt«, erläuterte Bosch. »Möbel, Geschirr, alles futsch. Ich dachte mir, Sie könnten vielleicht aushelfen. Mit einigen Töpfen und den großen Terrinen, die Sie in der DEF herstellen.«

DEF, Deutsche Emailfabrik, war Schindlers blühendes Unternehmen. Polen und Juden nannten die Fabrik nicht DEF, sondern Emalia.

»Das dürfte sich machen lassen«, sagte Schindler. »Soll ich die Sachen Ihrer Tante direkt schicken?«

Bosch verzog keine Miene. »Lieber an mich, ich möchte noch einen Gruß beifügen.«

»Einverstanden.«

»Gut denn, sagen wir drei Dutzend von jeder Sorte – Suppen-

schüsseln, Teller, Kaffeetassen. Und ein halbes Dutzend große Ter-  
rinen.« Schindler lachte, wenn auch etwas gequält. Er war aber  
durchaus willig, mit Geschenken war er stets freigebig. Nur hatte  
Bosch offenbar massenhaft bombengeschädigte Verwandte.

»Betreibt Ihre Tante vielleicht ein Waisenhaus?« fragte er des-  
halb gedämpft.

Bosch sah ihm fest in die Augen, er machte sich nicht die Mühe,  
sich zu verstellen. »Sie ist eine mittellose alte Frau; was ich ihr  
schicke, kann sie tauschen oder verkaufen.«

»Ich werde das durch meine Sekretärin veranlassen.«

»Durch die hübsche Polin?« fragte Bosch.

»Eben die.«

Bosch wollte die Lippen spitzen und bewundernd pfeifen, doch  
sein Mund war zu schlaff. Statt dessen erlaubte er sich eine Bemerkung  
von Mann zu Mann: »Ihre Frau muß ein wahrer Engel sein.«

»Ist sie«, stimmte Schindler zu. Bosch sollte seinethalben das  
Geschirr bekommen, Bemerkungen über Schindlers Frau jedoch  
unterlassen.

»Wie stellen Sie das nur an?« insistierte Bosch. »Sie weiß doch  
bestimmt Bescheid?«

Schindler verfinsterte sich, der Ausdruck von Ekel auf seinem  
Gesicht war nicht zu übersehen. Der dumpf grollende Ton, in dem  
er antwortete, unterschied sich allerdings kaum von seiner norma-  
len Stimmlage.

»Ich erörtere niemals Privatangelegenheiten.«

Bosch sprudelte Entschuldigungen hervor. Schindler war nicht  
danach zumute, Bosch zu erklären, daß die Tragödie seiner Ehe in  
einer Unvereinbarkeit der Temperamente begründet war – Frau  
Emilie war Asketin, er selber Genießer. Diese beiden hatten sich aus  
freien Stücken und gegen alle Ratschläge aneinander gebunden.  
Schindlers Ärger über Bosch ging tiefer, als er zugeben mochte;  
Emilie war Schindlers verstorbenen Mutter sehr ähnlich, die 1935  
von ihrem Mann, Schindlers Vater, verlassen worden war. Schind-  
ler empfand daher jede Anspielung auf seine Ehe zugleich als eine  
solche auf die Ehe seiner Eltern.

Man ging zu Tisch. Das Mädchen servierte Zwiebelsuppe. Ros-  
ners spielten unermüdlich, hatten sich dem Tisch um einiges genä-

hert, achteten aber darauf, dem Mädchen und den beiden ukrainischen Ordonnanzen nicht in den Weg zu kommen. Schindler, der zwischen einer schlanken Deutschen (die Scherner bereits für sich reklamiert hatte) und einer besonders hübschen Polin saß, bemerkte, daß beide Frauen das servierende Mädchen scharf beobachteten. Dieses trug das übliche schwarze Kleid, darüber die weiße Tändelschürze, ohne Judenstern und ohne gelben Streifen auf dem Rücken. Gleichwohl war sie Jüdin. Allerdings war es ihr Gesicht, dem die Aufmerksamkeit der beiden Frauen galt. Die Kinnpartie wies Schrammen auf, und man hätte denken sollen, Göth würde sich schämen, seinen Gästen ein solches Schauspiel zu bieten. Wenn sie sich vorbeugte, wurde überdies am Schlüsselbein ein Bluterguß sichtbar.

Göth verbarg dieses Mädchen nicht nur nicht vor seinen Gästen, er stellte es förmlich zur Schau, benutzte es, um Konversation zu machen.

»Meine Herrschaften«, sagte er in gemacht feierlichem Ton, »darf ich Ihnen Lena vorstellen. Nach fünf Monaten in meinem Haus verdient sie in Kochen und Betragen die Note eins.«

»Sie hat sich wohl in der Küche gestoßen?« fragte eine der Damen.

»Und das Luder kann sich jederzeit wieder stoßen«, prustete Göth. »Stimmt's, Lena?«

Schnerer bemerkte zu den anderen: »Er geht ziemlich grob mit Frauen um.« Daß er nicht sagte, mit Jüdinnen, ließ darauf schließen, daß er diese Äußerung in bester Absicht tat. Wurde Göth darauf aufmerksam gemacht, daß Lena Jüdin war, hatte sie dafür zu büßen, entweder noch vor den Gästen oder später. Als sein Vorgesetzter hätte Scherner dem Kommandanten befehlen können, das Mädchen nicht zu mißhandeln, aber so was gehörte sich nicht, es hätte nur die Stimmung verdorben, schließlich war man hier unter guten Freunden, und wenn Göth auch seltsame Neigungen hatte, ließ man sich doch immer gern von ihm einladen.

Es folgte Heringsfilet in Sahnesoße, darauf Eisbein, von Lena vortrefflich zubereitet. Zum Fleisch trank man schweren roten Ungarwein, die Brüder Rosner gingen zu einem feurigen Czàrdàs über, die Luft war zum Schneiden, die Offiziere zogen die Röcke

aus. Wieder wurde über Geschäfte geredet. Man befragte den Uniformfabrikanten Madritsch nach dem Geschäftsgang in seinem Zweigwerk Tarnow. Madritsch ließ die Frage von Titsch beantworten. Göth verfiel plötzlich ins Grübeln, wie jemand, dem beim Essen einfällt, daß er eine Arbeit unerledigt liegengelassen hat, die jetzt seine Aufmerksamkeit verlangt.

Die Damen langweilten sich, und die liebreizende junge Polin legte Schindler eine Hand auf den Ärmel: »Sind Sie nicht Soldat? In Uniform sähen Sie bestimmt glänzend aus.« Allgemeines Gelächter. Auch Madritsch lachte. 1940 hatte man ihn in Uniform gesteckt, aber als unabhkömmlich bald wieder freigestellt. Schindler allerdings verfügte über Beziehungen, die ihm derartiges ersparten.

Scherner lachte gutartig: »Schütze Schindler, wie? Stochert auf dem Kasernenhof in seinem selbstfabrizierten Kochgeschirr herum. Ein schöner Anblick.«

Angesichts der eleganten Erscheinung Schindlers war das wirklich eine komische Vorstellung, und Schindler mußte selber lachen. Bosh schnippte mit den Fingern. »Dem Dingsda aus Warschau, wie heißt er doch gleich . . . ist genau das passiert.«

»Toebbens«, half Göth ihm aus. »Toebbens wäre das fast passiert.« Czurda vom SD bestätigte das. Toebbens war ein Industrieller in Warschau, bedeutender als Schindler und Madritsch. »Heini (gemeint war Himmler) hat befohlen, alle jüdischen Arbeiter rauszuschmeißen und Toebbens an die Front zu schicken. Und meine Leute sollten sich seine Bücher vornehmen.«

Toebbens war bei der Rüstungsinspektion aber viel zu gut angeschrieben, er bekam Aufträge und erwies sich dafür erkenntlich. Scherner sagte denn auch, die Rüstungsfritzen hätten ihn gerettet, und zu Schindler: »So was kann in Krakau nicht passieren, Schindler, da passen wir schon auf.«

Es wurde so richtig gemütlich; Göth kletterte auf einen Stuhl und sang die Melodie aus *Madame Butterfly* mit, die Rosners soeben spielten, eifrig und gewissenhaft wie nur je zwei gefährdete Zwangsarbeiter in einem gefährdeten Getto.

Pfefferberg und Lisiek waren unterdessen mit der Reinigung der Badewanne des Kommandanten beschäftigt. Sie hörten die Musik,

das Gelächter, Fetzen der Unterhaltung. Man war da unten beim Kaffee angelangt, Lena hatte ihn serviert und war unbelästigt in die Küche zurückgekehrt.

Madritsch und Titsch tranken ihren Kaffee aus und entschuldigten sich. Schindler wollte ihrem Beispiel folgen. Die kleine Polin hätte ihn gern dabehalten, aber danach stand ihm hier nicht der Sinn. Schindlers eingehende Kenntnis des Verhaltens der SS in Polen verdarb ihm den Spaß am näheren Umgang; Schindler war weiß der Himmel kein Mönch, aber lieber wäre er einer geworden, als in Gesellschaft von Bosch, Scherner und Göth mit Frauen zu tun zu haben.

Um der kleinen Polin deutlich zu machen, daß er nicht daran denken könne, einem Kameraden das Mädchen abspenstig zu machen, wechselte er an ihr vorbei mit Scherner noch einige Worte über die Kriegslage und küßte ihr dann zum Abschied die Hand. Göth näherte sich bereits in Hemdsärmeln, gestützt auf seine Tischdame, der Treppe nach oben, und Schindler ging ihm nach, um sich zu verabschieden. »Tut mir leid, aber ich muß nach Hause.«

Zuhause bedeutete Ingrid, seine deutsche Geliebte.

Göth sagte: »Und wir gehen jetzt in die Küche, nachsehen, was Lena treibt.«

»Nein«, lachte seine Begleiterin. »Das tun wir nicht.« Und sie zog ihn die Treppe rauf. Die Solidarität der Frauen. Das Mädchen sollte beschützt werden.

Schindler sah den beiden nach, dem schlanken Mädchen und dem schweren Mann, der die Treppe hinauftappte. Man hätte denken sollen, Göth würde bis zum folgenden Mittag durchschlafen, aber Schindler kannte den Kommandanten gut genug, um zu wissen, daß er es fertigbringen würde, um drei Uhr früh aufzustehen, einen Brief an seinen Vater in Wien zu schreiben und um sieben Uhr auf dem Balkon zu stehen, das Gewehr in der Hand, darauf bedacht, saumselige Häftlinge zu erschießen.

Als Göth auf dem Treppenabsatz angelangt war, verdrückte Schindler sich in den rückwärtigen Teil des Hauses.

Pfefferberg und Lisiek hörten den Kommandanten früher heraufkommen, als sie erwartet hatten, hörten ihn das Schlafzimmer betreten und mit der Frau reden, die er heraufgebracht hatte. Laut-

los sammelten sie ihr Gerät ein und wollten sich ins Treppenhaus verdrücken, wurden dabei aber von Göth erblickt, der im ersten Moment erschrak, weil er die beiden für Meuchelmörder hielt. Dann machte Lisiak Meldung: »Häftlinge Lisiak und Pfefferberg beim Reinigen der Badewanne, Herr Kommandant.«

»Ah. Unter Mithilfe eines Experten, wie ich sehe. Herkommen.«

Lisiak trat heran und erhielt einen Faustschlag ins Gesicht, der ihn halbwegs durchs Zimmer schleuderte. Göth befahl Lisiak wieder zu sich und versetzte ihm einen weiteren Hieb. Pfefferberg, ein erfahrener Häftling, erwartete nun das Schlimmste, nämlich von der ukrainischen Ordonnanz zusammen mit Lisiak im Garten erschossen zu werden. Statt dessen brüllte Göth, sie sollten sich beide rausscheren, was sie prompt taten.

Als Pfefferberg Tage später erfuhr, Lisiak sei tot, von Göth erschossen, nahm er an, es sei dieses Vorfalles wegen geschehen. Das war aber nicht der Fall, vielmehr bestand Lisiaks Vergehen darin, ohne Erlaubnis des Kommandanten für Herrn Bosch Pferd und Kutsche bereitgestellt zu haben.

Helena Hirsch (daß Göth sie Lena nannte, schrieb sie seiner Faulheit zu) erblickte einen der Gäste in ihrer Küche, als sie die Fleischabfälle für die Hunde des Kommandanten beiseite tat. Sie stotterte eine Meldung, weil sie nicht wußte, mit wem sie es zu tun hatte.

Schindler beruhigte sie. »Das können Sie sich bei mir sparen, Fräulein Hirsch.« Er kam um den Tisch herum auf sie zu, und sie fürchtete sich. Göth schlug sie zwar, aber er belästigte sie niemals sexuell, schließlich war sie Jüdin. Andere Deutsche nahmen es in Rassenfragen allerdings nicht so genau wie Göth.

»Sie kennen mich nicht?« fragte Schindler, betroffen wie ein Fußballstar oder ein Virtuose, den es kränkt, daß jemand ihn nicht erkennt. »Mein Name ist Schindler.«

Sie senkte den Kopf. »Selbstverständlich, Herr Direktor... ich habe von Ihnen gehört... Sie waren ja auch früher schon hier...« Er legte den Arm um sie und spürte, wie sie sich verkrampfte, als er ihre Wange küßte. »Mißverstehen Sie das nicht, es ist Mitgefühl...«

Sie konnte die Tränen nicht zurückhalten. Er küßte sie jetzt fest

auf die Stirn, wie es bei Begrüßungen und Abschieden unter Slawen üblich ist. »Diesen Kuß bringe ich Ihnen von dort...«, er deutete mit der Hand in die Dunkelheit draußen, wo Menschen in Holzverschlängen übereinander lagen, andere sich in den Wäldern versteckt hielten, Menschen, denen sie gelegentlich als Puffer diente, indem sie die Schläge von Hauptsturmführer Göth erduldeten. Schindler ließ sie los und holte eine Tafel Schokolade aus der Tasche.

»Hier, nehmen Sie.«

»Ich habe genug zu essen.« Offenbar gebot ihr der Stolz, ihm zu sagen, daß sie nicht hungerte. Tatsächlich war Hunger ihre geringste Sorge. Sie wußte, daß sie lebend nicht aus diesem Haus kommen würde, aber nicht etwa, weil sie verhungern mußte.

»Wenn Sie die nicht essen wollen, tauschen Sie was dagegen ein. Ich soll Sie von Itzhak Stern grüßen.«

Sie senkte den Kopf und weinte verhalten. »Er schlägt mich oft, wenn diese Frauen hier sind. Das erste Mal schlug er mich, weil ich seinen Hunden nicht die Knochen gegeben hatte. Dumm wie ich damals war, fragte ich ›Warum schlagen Sie mich?‹ Und er sagte, ›Jetzt schlage ich dich, weil du fragst, warum ich dich schlage.« Sie schüttelte über sich selber den Kopf. Sie durfte nicht so viel reden, und einen Eindruck von den Mißhandlungen, denen sie ausgesetzt war, konnte sie ohnehin nicht geben.

»Es geht Ihnen hier ziemlich übel«, stellte Schindler fest.

»Ich habe mich damit abgefunden.«

»So?«

»Eines Tages wird er mich erschießen.«

Schindler schüttelte verneinend den Kopf, und sie empfand das bei diesem wohlgenährten, gutgekleideten Mann als eine Provokation. »Ich weiß, was ich weiß, Herr Direktor. Vor ein paar Tagen war ich mit Lisiek auf dem Balkon, Eis wegkratzen, und der Kommandant hat vor unsern Augen eine alte Frau erschossen, die gerade vorbeikam. Einfach so, ohne jeden Grund. Je mehr ich hier sehe, desto klarer wird mir, es gibt keine Regeln, die einen schützen, wenn man sie befolgt...«

Schindler nahm ihre Hand. »Immer noch besser als Majdanek oder Auschwitz. Sie müssen nur gesund bleiben...«



»Ich dachte, in seiner Küche würde mir das leichtfallen. Beneidet haben mich die anderen, als ich hierher durfte.«

Schindler sprach nun ganz sachlich, so als teile er ihr eine mathematische Formel mit: »Er wird Sie nicht ermorden, Helena, weil er es viel zu sehr genießt, Sie um sich zu haben. Nicht mal den Judenstern brauchen Sie zu tragen. Keiner soll wissen, daß Sie Jüdin sind, so sehr liegt ihm daran, Sie zu behalten. Die Frau, die Sie erwähnten, hat er erschossen, weil sie ihm nichts bedeutete. Mit Ihnen ist es was anderes. Schön ist das nicht, Helena, aber so ist nun mal das Leben hier.«

Leo John, der Schutzhaftlagerführer, hatte ihr bereits etwas ganz Ähnliches gesagt. »Er bringt dich nicht um, Lena, dazu hat er viel zuviel Spaß an dir.« Aber Schindlers Worte beeindruckten sie mehr.

Schindler redete ihr gut zu. Er werde sie wiedersehen, sie hier herausholen. Hier heraus? fragte sie. Aus der Villa. In seine Fabrik. Sie habe doch wohl von seiner Fabrik gehört?

»Ah ja.« Sie klang wie ein Slumkind, das von der Riviera träumt. »Schindlers Emalia. Davon habe ich gehört.«

»Bleiben Sie vor allem gesund«, wiederholte er. Das schien ein Schlüsselwort, es ließ ahnen, daß er Kenntnis von den Absichten hochgestellter Personen hatte – Himmler, Frank.

»Ich will's versuchen.«

Plötzlich wandte sie ihm den Rücken und zerrte den Geschirrschrank von der Wand, eine erstaunliche Kraftleistung, die Schindler verblüffte. Hinter einem losen Backstein holte sie einen Packen Banknoten hervor. Besatzungsgeld.

»Ich habe eine jüngere Schwester in der Lagerküche. Bitte kaufen Sie sie frei, falls sie je in die Waggons verladen wird.«

»Ich kümmere mich darum«, sagte Schindler leichthin und steckte das Geld achtlos ein. »Wieviel ist das?«

»Viertausend Zloty.«

Bei ihm war es immer noch besser aufgehoben als in Göths Küche.

So haben wir uns denn an die Geschichte von Oskar Schindler gewagt, und ein Wagnis ist es – unheimliche Nazis tauchen auf, ein Gelage findet statt, ein zartes, mißhandeltes Mädchen erscheint

und überdies eine Figur, beliebt wie die Hure mit dem goldenen Herzen: der gute Deutsche.

Schindler hat es sich angelegen sein lassen, das wahre Gesicht des Regimes zu erkennen, die Fratze hinter der bürokratischen Korrektheit, und er weiß, früher als andere es sich eingestehen wollen, was Sonderbehandlung bedeutet, nämlich Pyramiden von Leichen in Belzec, Sobibor, Treblinka und in jenem westlich von Krakau gelegenen Barackenkomplex, der seither unter seinem deutschen Namen bekannt geworden ist: Auschwitz-Birkenau.

Er ist aber auch Geschäftsmann, aus Talent und Neigung, er spuckt dem Regime nicht offen ins Gesicht. Er weiß, die Leichen werden sich in diesem und im nächsten Jahr zu Bergen türmen, höher als das Matterhorn, doch ist er schon dabei, eine Winzigkeit abzutragen. Er kann nicht vorhersagen, welche Maßnahmen die Bürokratie treffen wird, doch ist er davon überzeugt, daß, einerlei was geschieht, jüdische Arbeitskräfte auch weiterhin gebraucht werden. Deshalb die Ermahnung an Helena Hirsch: »Bleiben Sie gesund!« Er glaubt fest daran, und da draußen im Arbeitslager Plaszow teilen Juden, die keinen Schlaf finden, diesen seinen Glauben, daß kein gefährdetes Regime es sich leisten kann, kostenlose Arbeitskräfte einfach zu liquidieren. Auf Transport nach Auschwitz werden die Schwachen geschickt, die, die Blut spucken, an der Ruhr leiden. An diesem Winterabend ist es einerseits früh und andererseits spät für Schindler, wenn er sich daranmachen will, Leben zu retten. Schon ist er verstrickt, er hat Gesetze in einem Ausmaß gebrochen, das ihm mehrmals die Todesstrafe, eine Verschickung in die Baracken von Auschwitz oder Groß-Rosen eintragen muß. Noch ahnt er nicht, wie teuer ihn das alles zu stehen kommen wird. Schon hat er ein Vermögen aufgewendet, doch wieviel er noch wird zahlen müssen, weiß er nicht.

Um nicht unglaublich zu werden, lassen wir den Bericht beginnen mit einer alltäglichen Geste der Güte, einem Kuß, einem freundlichen Satz, einer Tafel Schokolade. Helena Hirsch wird ihre 4000 Zloty nie wiedersehen, jedenfalls wird sie die Banknoten nie wieder in der Hand haben und zählen, und doch hält sie es auch heute noch für ganz unerheblich, daß Schindler so achtlos mit Geld umgegangen ist.



## *Kapitel I*

---

Am 6. September 1939 umfaßten die motorisierten deutschen Divisionen unter General List, aus den Sudeten vorstoßend, das polnische Juwel an der Weichsel, Krakau, von zwei Seiten. Oskar Schindler folgte ihnen praktisch auf dem Fuße und machte die Stadt für die folgenden fünf Jahre zu der seinen. Zwar zeigte sich schon nach einem Monat, daß er sich vom Nationalsozialismus abgewandt hatte, doch hinderte ihn das nicht zu erkennen, daß Krakau mit seinen Bahnverbindungen und seiner noch bescheidenen Industrie unter dem neuen Regime florieren würde. Er wollte nicht mehr Handelsvertreter sein, er wollte Großunternehmer werden.

In seiner Familiengeschichte findet sich nicht so leicht etwas, was erklärt, wie er dazu kam, den rettenden Engel zu spielen. Geboren wurde er am 28. April 1908 noch unter Franz Joseph im mährischen Bergland, in der Industriestadt Zwittau, wohin seine Vorfahren von Wien am Beginn des 16. Jahrhunderts zugewandert waren.

Der Vater, Hans Schindler, fühlte sich in der Monarchie wohl,

empfand sich als Österreicher, sprach bei Tische, im Geschäft, am Telefon und in zärtlichen Augenblicken deutsch, doch als er sich 1918 samt Familie als Bürger der tschechoslowakischen Republik eines Masaryk und Benesch wiederfand, scheint ihm das keinen besonderen Kummer verursacht zu haben, und seinem damals zehnjährigen Sohn schon gar nicht. Hitler hat von sich behauptet, bereits als Kind unter der politischen Trennung Österreichs von Deutschland gelitten zu haben, doch wurde das Kind Oskar nicht das Opfer einer vergleichbaren Neurose. Die Tschechoslowakei war eine unversehrte, kleine Republik, und die deutschsprachigen Bürger ertrugen ihren Minderheitenstatus ziemlich gleichmütig, allerdings verschlechterten sich die Beziehungen später dank der Wirtschaftskrise und einiger törichter behördlicher Übergriffe.

Zwittau war eine kleine, von Kohlenstaub bedeckte Stadt am Südrand des Gesenke genannten Berglandes; die Berge waren teils von Industriebetrieben verwüstet, teils von Lärchen, Kiefern und Fichten bestanden. Die sudetendeutschen Bürger unterhielten hier eine deutsche Schule, die Oskar besuchte. Er legte das Abitur auf dem Realgymnasium ab, das den Nachwuchs an den in dieser Gegend benötigten Technikern lieferte. Vater Schindler betrieb eine Landmaschinenfabrik, und Oskar sollte sie einmal erben.

Die Familie Schindler war katholisch, ebenso wie die Familie Göth; der Sohn Amon machte um eben diese Zeit sein Abitur an einem Wiener Realgymnasium.

Oskars Mutter Luise war fromm; sonntags rochen ihre Kleider nach Weihrauch, wenn sie vom Hochamt kam. Ihr Mann Hans war einer jener Ehemänner, die ihre Frauen der Kirche in die Arme treiben, er trank gern Cognac, ging ins Kaffeehaus, roch nach gutem Tabak und war überhaupt ein Genußmensch. Man bewohnte eine moderne Villa mit Garten in dem der Industrie abgewandten Teil der Stadt. Oskar hatte eine Schwester, Elfriede. Sonst ist über das Familienleben von Schindlers wenig bekannt, abgesehen davon, daß die Mutter sich grämte, weil ihr Sohn, ebenso wie sein Vater, kein Kirchgänger war.

Man darf daraus aber nicht auf eine von Erbitterung bestimmte häusliche Atmosphäre schließen. Das wenige, was wir von Schindler selber über seine Kindheit wissen, deutet auf das genaue Gegen-

teil. Er genoß den Garten, bastelte am Motor von seines Vaters Automobil herum, baute sich ein Motorrad. Er hatte einige jüdische Freunde, deren Eltern wie die seinen zum Mittelstand gehörten und die ihre Kinder auf die deutsche Schule schickten. Das waren keine orthodoxen Juden, sondern liberale Geschäftsleute. Unweit von hier, im mährischen Freiberg, war Sigmund Freud vor nicht allzu langer Zeit in ähnlichen Verhältnissen zur Welt gekommen. Man ist versucht, nach einem Schlüsselerlebnis in Schindlers Jugend zu suchen, das mindestens einen Hinweis auf sein späteres Verhalten liefern könnte, etwa, daß er sich zum Beschützer eines diskriminierten jüdischen Mitschülers aufwarf, doch dergleichen findet sich nicht, es wäre auch irgendwie allzu passend. Auch bedeutete es nichts, wenn sich nachweisen ließe, daß er verhindert hat, daß einem jüdischen Kind die Nase eingeschlagen wurde. Himmler persönlich beklagte sich einmal darüber, daß jeder Deutsche einen jüdischen Freund habe: »Unser Programm sieht zwar die Ausrottung der Juden vor und theoretisch sind wir alle sehr dafür, aber wenn es hart auf hart geht, hat jeder von achtzig Millionen Deutschen seinen anständigen Juden, den er retten möchte.«

Auf der Suche nach einem Motiv für Schindlers späteres Verhalten stoßen wir auf den Nachbarn, den liberalen Rabbiner Dr. Felix Kantor, einen Schüler von Abraham Geiger, einem Liberalen, der gesagt hatte, es sei lobenswert, zugleich Jude und Deutscher zu sein. Kantor war alles andere als ein rigider Dorfabbiner, er trug modische Kleidung und sprach daheim deutsch. Sein Bethaus nannte er einen Tempel, nicht eine Synagoge, und hier versammelten sich die jüdischen Ärzte, Techniker, Textilfabrikanten aus Zwittau. Kantor schrieb nicht nur für jüdische Blätter in Prag und Brünn, sondern auch für Tageszeitungen. Seine beiden Söhne waren Mitschüler von Schindler, beide intelligent genug, um demaleinst Leuchten der deutschen Universität von Prag zu werden. Sie spielten mit den Schindlerkindern, wie Nachbarskinder eben miteinander spielen, und Dr. Kantor mag geglaubt haben, alles könnte wirklich so kommen, wie Geiger und Graetz und Lazarus und viele andere liberale Juden im 19. Jahrhundert vorhergesagt hatten. Wir sind aufgeklärt, wir haben zivilen Umgang mit unseren deutschen Nachbarn, Herr Schindler äußert sich sogar abfällig über tschechische

Politiker in unserer Gegenwart, wir sind weltliche Gelehrte und zugleich feinsinnige Talmudschüler. Wir gehören sowohl ins 20. Jahrhundert als auch zu einer uralten Rasse. Wir kränken niemand, und niemand kränkt uns.

Mitte der 30er Jahre änderte der Rabbiner dann diese Ansicht notgedrungen; er begriff, daß seine Söhne sich bei den Nationalsozialisten niemals mit einem Dr. phil in Germanistik würden einkaufen können, daß eine wissenschaftliche Laufbahn ihnen ebensowenig Schutz gewähren würde, wie er als Rabbiner sich mit den Herrschenden im Neuen Deutschland würde arrangieren können. Deshalb emigrierten Kantors 1936 nach Belgien. Schindlers hörten nichts mehr von ihnen.

Rasse, Blut und Boden sagten dem heranwachsenden Oskar nichts. Er gehörte zu den Knaben, für die ein Motorrad den Mittelpunkt der Welt darstellt. Und der Vater, selber technisch begabt, scheint ihn darin bestärkt zu haben. Jedenfalls knatterte Oskar schon in seinem letzten Schuljahr auf einer roten 500er Galloni durch Zwittau, voller Neid von seinem Schulfreund Erwin Tragatsch bewundert. Es war nicht nur die einzige Galloni in Zwittau, nicht nur die einzige 500er Galloni in Mähren, sondern vermutlich auch in der gesamten Tschechoslowakei.

Im Frühjahr 1928, vor dem Sommer, in dem er sich verliebte und heiratete, erschien Schindler auf einer 250er Moto Guzzi, von denen es außerhalb Italiens nur vier weitere Exemplare gab, die allesamt professionellen Rennfahrern gehörten – Gießler, Hans Winkler, dem Ungarn Joo und dem Polen Kolaczkowski. In der Stadt meinte man vermutlich, Herr Schindler verwöhne seinen Jungen.

Jener Sommer wurde dann der schönste, an den Schindler sich erinnerte. Die enganliegende Lederkappe auf dem Kopf, brauste er auf seiner Moto Guzzi durch die heimatlichen Berge, ohne den geringsten Gedanken an Politik zu verschwenden.

Er nahm an Rennen teil, zum erstenmal im Mai auf der Strecke Brunn-Sobeslav, und ging als dritter durchs Ziel, hinter zwei Terrots, die mit englischen Motoren der Marke Blackburne ausgerüstet waren. Als nächstes meldete er sich für das Bergrennen im

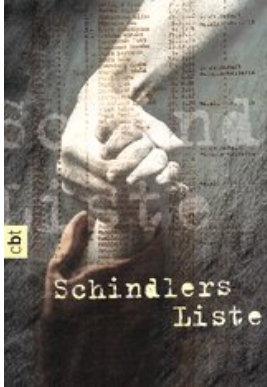
Altvater, an dem so bekannte Fahrer wie Winkler und Henkelmann auf seiner wassergekühlten DKW teilnahmen, ferner Horowitz und Kocher und Kliwar, wiederum die Terrots-Blackburns und Coventry Eagles. Außer der Moto Guzzi von Schindler waren noch zwei weitere Maschinen dieser Marke gemeldet und selbstverständlich eine BMW-Mannschaft auf den schweren 500er-Maschinen.

Oskar hielt sich in der Spitzengruppe, hatte nach einer Stunde zusammen mit Winkler und Henkelmann das Feld weiter hinter sich gelassen und zog in der, wie Oskar glaubte, vorletzten Runde an Winkler vorbei. Er fühlte sich der Erfüllung seines Wunsches, Werksfahrer zu werden, schon ganz nahe. In der vermeintlich letzten Runde überholte er auch die beiden DKW und ließ die Maschine hinter der Ziellinie ausrollen. Nur war es leider noch nicht die letzte Runde gewesen, Oskar hatte ein Zeichen der Rennleitung mißdeutet, ein Fehler, wie er einem Amateur eben unterlaufen konnte, und als er es merkte, war es zu spät. Er kam nur auf den vierten Platz. Trotzdem wurde er daheim stürmisch gefeiert – ohne dieses technische Versehen hätte er das Rennen gewonnen.

Tragatsch meint, Schindler habe seine Karriere als Rennfahrer damals aus ökonomischen Gründen aufgegeben. Das mag zutreffen, denn dank seiner überstürzten Heirat mit einer Landwirtstochter zerstritt er sich mit seinem Vater, der zugleich sein Arbeitgeber war.

Emilie stammte aus Alt-Molstein östlich von Zwittau, war im Kloster erzogen und zeigte die gleiche Reserviertheit, die Oskar an seiner Mutter so bewunderte. Ihr verwitweter Vater war kein Bauer, sondern eher so etwas wie ein Gutsbesitzer und mißbilligte die Heirat seiner Tochter mit einem unfertigen jungen Mann ebenso wie der alte Schindler. Dieser begriff nur allzugut, daß sein Sohn den gleichen Fehler beging wie er selber. Dieser sinnenfreudige junge Mann, der gern über die Stränge schlug, fühlte sich zu einem weltabgewandten jungen Mädchen hingezogen, das sehr wohl eine Nonne hätte werden können. Die beiden lernten sich auf einer Gesellschaft in Zwittau kennen. Oskar kannte Alt-Molstein, er hatte dort in der Gegend Traktoren verkauft.

Als das Aufgebot in Zwittau verkündet wurde, suchten die Leute selbstverständlich nach Gründen für eine so unpassende Verbin-



Thomas Keneally

## **Schindlers Liste**

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 12,5 x 18,3 cm  
1 farbige Abbildung  
ISBN: 978-3-570-30004-6

cbj

Erscheinungstermin: April 2002

„Wer ein einziges Leben rettet, rettet die ganz Welt“ – die Geschichte des Oskar Schindler.

Oskar Schindler, Industriellensohn aus Mähren, Liebhaber schöner Frauen, brillanter Geschäftsmann, gutaussehender blonder Deutscher – dieser Mann übernimmt 1939 in Krakau eine Emailfabrik, in der ausschließlich Juden arbeiten. Schon nach kurzer Zeit erfreut er sich bester Kontakte zu den Nazis.

1942, bei der Auflösung des Krakauer Gettos, sieht er mit an, wie Juden auf offener Straße erschossen werden. Sein Entschluss steht fest: Er wird sich für die Juden einsetzen, um sie vor dem KZ zu retten. 1944 schließlich fordert er mit seiner legendären Liste Arbeitskräfte für seine Fabrikumsiedlung an: Über tausend Juden stehen darauf, und sie entgehen dem sicheren Tod. Die Geretteten schmieden ihm aus eigenem Zahngold einen Ring, in den sie den Talmud-Spruch gravieren: „Wer ein einziges Leben rettet, rettet die ganze Welt.“

Gründlich recherchiert und spannend aufbereitet, schildert das Buch ein bewegendes Stück Geschichte, ergänzt von einem Anhang mit Unterrichtsanregungen für den Einsatz in der Schule.

Im Februar 1994 wurde die Verfilmung des Buches durch Steven Spielberg mit dem Golden Globe für besten Film, beste Regie und bestes Drehbuch und kurz darauf mit 7 Oscars ausgezeichnet.